
Die Aufregung dieses Novembertages blieb für Carla lange das einzig Greifbare, das sich mit dem Begriff Revolution verband. Als Fräulein Brod ihr ein paar Tage später sagte, der Kaiser habe abgedankt und das ganze Reich sei nunmehr ebenfalls eine Republik, begriff sie durchaus, was damit gemeint war, aber die Vorstellung blieb abstrakt und kühl wie eine mathematische Formel. Nur die Auswirkungen auf Käthe Brod fesselten sie. Ihre Erzieherin war ihr immer wie eine der schmalen, unerreichbaren Kerzen vorgekommen, die auf dem Altar brannten. Nun war es, als hätte ein Windstoß sie so zum Flackern gebracht, daß sie sich jeden Moment in eine Fackel verwandeln konnte. Carla wartete auf einen erneuten Ausbruch, aber der kam nicht.

Ihre Stiefmutter Anni hatte auf das Ende des Krieges zunächst auch begeistert reagiert, aber als sich herausstellte, daß Carlas Vater immer weniger Zeit mit ihr und immer mehr mit jenen Bekannten verbrachte, die bis vor kurzem noch einen weiten Bogen um sein Haus gemacht hatten, verwandelte sich ihr Enthusiasmus in Enttäuschung. Sie hatte geglaubt, nach dem Krieg würde das Leben aus Feiern und vielen neuen Kleidern und vor allem viel Spaß bestehen, nicht aus endlosen langweiligen Unterhaltungen, die Heinrich mit anderen alten Männern in seinem Raucherzimmer führte und bei denen man sie ohnehin nicht zuhören ließ. Ihre alten Freunde durfte sie nicht mehr sehen, und die Dienstboten ließen sie spüren, was man von ihr hielt. Es geschah selten, daß sie über etwas nachgrübelte, aber nun kamen ihr Zweifel, ob es richtig gewesen war, das Leben als Elevin beim Ballett aufzugeben. Sie war früher öfter hungrig gewesen, aber Einsamkeit war ein neues und sehr unangenehmes Gefühl. Um ihm zu entgehen, verbrachte sie viel Zeit mit den Kindern.

»Sie ist ein ganz schönes Dummchen«, stellte Robert einmal mitleidlos fest, als ihm Anni seine Geschichte von einer Begegnung mit russischen Spionen, die Kinder entführten, widerspruchslos geglaubt hatte. »Nett, aber blöd.«

»Nicht so blöd, daß man sie aus der Schule geworfen hätte«, gab Carla scharf zurück. Obwohl sie zuerst eifersüchtig gewesen war, mochte sie Anni, was vor allem daran lag, daß Anni seit Jahren der erste Mensch war, der sich ihr gegenüber durchweg liebevoll verhielt. Es war einfach unmöglich, Anni mit ihrer unkomplizierten Zuneigung und ihrer Gutgläubigkeit, die von allen immer das Beste annahm, nicht gern zu haben.

»Man hat mich nicht rausgeworfen«, protestierte Robert gekränkt. »Es war todlangweilig dort. Außerdem hat meine Mutter immer gesagt, das Schulsystem sei ...« Er verstummte jäh. Er sprach nicht von seiner Mutter, wenn es sich vermeiden ließ. Carla fragte nicht nach dem Ende des Satzes, und er wußte, weswegen. Sie sprach überhaupt nicht von ihrer Mutter, und anders als bei seiner Familie tat das auch niemand sonst – in ihrer Hörweite. Er wußte nicht, ob er sie darum beneiden sollte.

Sie stritten nicht nur. Als er ihr das erste Mal mit Hilfe des Zauberkastens, den Dada Goldmann ihm geschenkt hatte, einige seiner besten Tricks vorführte, war sie endlich gebührend beeindruckt gewesen. Umgekehrt entdeckte er, daß sie neben ihrer Schlagfertigkeit ein großartiges Gedächtnis und freien Zugang zu der Bibliothek ihres Vaters besaß; sie konnte die Romane, die sie schon kannte, haarklein nacherzählen, und

es machte ihnen Spaß, besonders dramatische Szenen immer wieder nachzuspielen. Außerdem entdeckten sie eine gemeinsame schuldbewußte, und darum um so köstlichere, Vorliebe für Karl May, den seine Mutter zu Schundliteratur erklärt hatte, ein Urteil, das auch Fräulein Brod aussprach. Aber sie konnten sich nicht darauf einigen, wer Winnetou und wer Old Shatterhand spielen sollte, und Carla weigerte sich, Nschotschi zu sein. Stattdessen war sie Hadschi Halef Omar, selbst in den Geschichten, die im Wilden Westen spielten, was einige phantasievolle Umänderungen nötig machte. Als er schließlich doch wieder eine Schule besuchen mußte, hätten sich Rivalität wie Freundschaft vielleicht trotzdem verloren, wenn es nicht zur großen Katastrophe gekommen wäre.

Es begann mit einem Besuch von Carlas älterer Schwester Marianne in Bogenhausen, einem an sich schon sehr ungewöhnlichen Ereignis. Marianne war die Tochter von Heinrich Fehr und seiner ersten Frau und sechzehn Jahre älter als Carla. Ihre Mutter, Gerda Bachmaier, entstammte einer der bedeutendsten Münchner Familien, die, anders als die Fehrs, nicht nur reich, sondern schon seit Ewigkeiten in München ansässig war. Als Gerda Bachmaier und Heinrich Fehr heirateten, nannte man das im *Simplizissimus* »die Ehe von Margarine und Leder«, was sich auf die jeweilige Herkunft des Familienvermögens bezog, aber die Hochzeit war der unbestrittene Höhepunkt der Saison. Die Ehe galt der Gesellschaft als Zeichen, daß der junge Fehr seine studentischen Eskapaden endgültig beendet und ein neues Leben angefangen habe.

In der Tat wandelte sich Heinrich Fehr auf durchaus voraussagbare Art und Weise vom jugendlichen Rebell zur Stütze der Münchner Gesellschaft. Er war seiner Frau nicht treu, aber seine Affären verliefen im üblichen Rahmen: diskret und mit einem netten Abschiedsgeschenk. Das einzige, was den harmonischen Eindruck der Ehe etwas trübte, war das Fehlen eines Sohnes. Wie sein Vater, der zeit seines Lebens nicht das Etikett des neureichen Aufstiegers hatte loswerden können, war Heinrich Fehr besessen von der Vorstellung, eine Dynastie gründen zu müssen, und Marianne als einziges Resultat seiner Ehe enttäuschte ihn. Man nahm an, daß er wohl jemanden aus der Verwandtschaft adoptieren würde, einen von Gerdas Neffen vielleicht oder einen Sohn seiner Cousinen. Niemand vermutete, was bald geschehen sollte.

Er kehrte von einer Reise nach Italien ohne seine Gattin zurück. Stattdessen reiste er mit einer ausländischen Sängerin, bestellte, kaum in München eingetroffen, seine Anwälte zu sich und verlangte die Scheidung. Es war mehr als ein Skandal, es war eine Erschütterung des Status quo, ein Verrat von innen. Gediegene Mitglieder der Gesellschaft heirateten ihre Mätressen nicht, und schon gar nicht verlangten sie, ihre Ehe nicht nur scheiden, sondern auch kirchlich annullieren zu lassen, wie es Heinrich Fehr tat. Was folgte, war ein sechsjähriger erbitterter Kampf zwischen Heinrich Fehr und der gesamten Familie Bachmaier. Die sonst so sanfte Gerda weigerte sich, sich einfach abschieben zu lassen. Jedesmal, wenn die Anwälte ihres Gatten glaubten, eine Möglichkeit gefunden zu haben – etwa eine Scheidung in Riga, zu der das Einverständnis

beider Eheleute nicht nötig war –, sorgten Gerda Fehrs Anwälte dafür, daß diese Scheidung außerhalb Rigas keine Gültigkeit besaß. Was gar die kirchliche Annullierung anging, so erwies diese sich als ganz und gar unmöglich. Der im Grunde seines Herzens konservative Heinrich Fehr reagierte mit Kirchenaustritt und einer öffentlichen Demontage der Muttergottesstatue aus dem Erker seines Hauses, was ihm weitere Karikaturen im *Simplizissimus* einbrachte, aber wenig gewann. Für die Bohemiens war er immer noch ein Reaktionär, und die Sympathien seines alten Freundeskreises lagen ganz und gar bei seiner Frau.

Sein sechsjähriger Kampf um die Auflösung seiner Ehe endete schließlich überraschend mit Gerdas Tod an Lungenentzündung, als er und seine Sängerin sich gerade auf der Suche nach einer weiteren rechtsgültigen Scheidung in Amerika befanden. Sie kehrten zurück, frisch verheiratet, wie jedermann annahm und wie es Heinrich Fehr zu diesem Zeitpunkt auch behauptete; überdies erwartete die neue Frau Fehr, von der niemand wußte, woher sie eigentlich stammte – nicht aus Italien, soviel war sicher –, ein Kind, das unziemlicherweise bereits vier Monate nach dem Tod Gerda Fehrs zur Welt kam.

Da es wieder ein Mädchen war, bedeutete die Geburt das Ende des romantischen Teils der Beziehung zwischen Heinrich Fehr und seiner Sängerin. Selbstverständlich wurde sie nirgendwo empfangen, doch diejenigen Herren, die Heinrich Fehrs Einladungen hin und wieder aus rein geschäftlichen Gründen, wie sie ihren Gattinnen versicherten, annahmen, erzählten von einer schönen Frau, aber auch immer häufigeren öffentlichen Streitereien. Die Ausländerin wurde noch einmal schwanger, erlitt eine Fehlgeburt, und drei Jahre nach ihrer Heirat wettete man in München darauf, wann Heinrich Fehr seine zweite Scheidung einreichen und wie lange es diesmal wohl dauern würde. Stattdessen stürzte sie die Treppe hinunter und brach sich das Genick. Was ihren Tod so bizarr machte, war Heinrich Fehrs Reaktion darauf. Nun erklärte er nämlich, er sei nie rechtsgültig mit der Sängerin verheiratet gewesen; ihr gemeinsames Kind sei somit unehelich.

Während dieser ganzen Zeit hatte er seine ältere Tochter, der er ihre Parteinahme für die Mutter übelnahm, kaum gesehen. Nach Gerdas Tod war sie zu den Bachmaiers gezogen. Jetzt forderte er sie plötzlich wieder auf, ins Haus ihres Vaters zurückzukehren, was sie so lange tat, bis *er* zu ihrem Entsetzen eine billige Kopie seines ersten öffentlichen Fehltritts heiratete: ein Mädchen, das jünger war als Marianne und das er in einer unsäglichen Revue gefunden hatte.

»Ich habe gewußt, daß sie wieder zurückkommt«, kommentierte Carla, als sie mit Robert in ihrem Versteck auf dem Dachboden saß. Es war Februar und damit eigentlich zu kalt für diesen Ort, aber sie wollte sich Mariannes Begrüßung ersparen, solange sie nur konnte. Sie teilten sich die rationierte Schokolade, die Anni ihnen zugesteckt hatte; Carla bemühte sich, das Stück möglichst langsam im Mund zergehen zu lassen, während Robert seinen Teil so hastig aß, wie er alles andere tat.

»Magst du sie nicht?«

Es war so schwer zu erklären. »Sie bemüht sich so schrecklich, *mich* zu mögen«, erwiderte Carla endlich. Sie dachte an Mariannes trockene, dünne Hände, die ständig

beschäftigt waren, mit Stricken, mit Sticken, damit, Carlas Hände zum Gebet zu falten. Mariannes Stimme, wenn sie ihr Kindergebete beibrachte, klang selten friedlich. Carla versuchte, es ins Komische zu wenden. »Sie nimmt mich immer zur Kirche mit, weil sie Angst hat, daß ich als Heidin aufwachse«, fügte sie hinzu, zog eine Grimasse und legte die Hand ans Herz. »Dabei bin ich ein treuer Moslem, der sogar die Pilgerreise nach Mekka gemacht hat.«

Sie lachten beide, und damit war sie dem Problem entkommen, ihre Gefühle für Marianne entwirren zu müssen. Es stimmte, Marianne bemühte sich ständig, nett zu ihr zu sein, aber man merkte eben, daß sie sich bemühte und was sie dabei dachte. Einmal hatte sie es auch laut ausgesprochen und gemurmelt: »Es ist nicht deine Schuld.« Es wäre einfacher für sie gewesen, sich über das Verhältnis zu ihrer Halbschwester klarzuwerden, wenn Marianne sie offen angegriffen hätte.

Andererseits gab es durchaus Momente, wo sie etwas für Marianne empfand, etwas außer der Eifersucht, die ständig in der Luft lag, wenn Marianne hier war. Die Entdeckung, daß auch Marianne verzweifelt versuchte, die Aufmerksamkeit ihres Vaters zu erringen, hatte sie schon sehr bald gemacht. Aber daß Marianne unter der nervösen Bettelei nach Liebe auch einen tiefen Groll auf ihn verbarg, war ihr erst im Laufe des letzten Jahres klargeworden, und das schuf eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen, die sich in Worten nicht ausdrücken ließ.

Am Abend nach Mariannes Ankunft fand ein kleines Abendessen statt, zu dem neben Roberts Vater, Herrn König, auch sein inzwischen aus dem Krieg zurückgekehrter Freund, Dr. Goldmann, eingeladen war. Anni hatte Fräulein Brod hinzugebeten, weil sie sich etwas vor Marianne fürchtete. Aber im Laufe des Abends entspannte sie sich sichtlich. Während sie mit Rainer König über einen Witz lachte, stocherte Carla in ihrem Teller herum und hörte nur halb Herrn Königs letzter Anekdote zu. Die Leute am Tisch zu beobachten war spannender, denn außer Anni benahm sich niemand wirklich unbefangen.

Marianne aß genauso zögernd und ungerne wie sie und zuckte zusammen, wenn das Gelächter besonders laut wurde, aber daran war nichts Neues. Neu waren dagegen die verstohlenen Blicke, die sie Dr. Goldmann zuwarf, wenn sie dachte, er würde es nicht bemerken, und die stets von einem hastigen Umschauen in Richtung ihres Vaters begleitet wurden. Dr. Goldmann schien nichts davon zu bemerken. Zuerst fühlte sich Carla geschmeichelt, weil er einen beträchtlichen Teil seiner Aufmerksamkeit ihr widmete und nicht in dem herablassenden, gönnerhaften Tonfall sprach, den die meisten Erwachsenen, die sie kannte, Kindern gegenüber anschlügen – nur Robert gegenüber nicht, der ärgerlicherweise bereits jedermann erfolgreich dazu gebracht zu haben schien, ihn ernstzunehmen.

Dann kam ihr der Verdacht, daß er in Wirklichkeit nur längeren Unterhaltungen mit ihrem Vater ausweichen wollte. Sie beschloß, es auf die Probe zu stellen, und wurde einsilbig. Und in der Tat, Dr. Goldmann stürzte sich nun in eine Diskussion mit Fräulein Brod, die neben ihr saß – so weit wie möglich von Heinrich Fehr entfernt. Fräulein Brod war an diesem Tag jedoch sehr bedrückt und kurz angebunden, und Dr. Goldmann sprach bald mit Robert, dann wieder mit Marianne, die bei diesen Gelegenheiten auf die

Tischdecke starrte, dann mit Anni. Nur nicht mit dem Gastgeber, den es seinerseits auch nicht zu einem Gespräch zu drängen schien. Und obwohl Rainer König und Martin Goldmann doch angeblich Freunde waren, wichen auch sie einander aus.

All das war wesentlich interessanter und rätselhafter als alles, was laut ausgesprochen wurde. »Kneif die Augen nicht so zusammen«, flüsterte Robert, der an ihrer anderen Seite saß, ihr zu, »setz deine Brille auf.«

Sie wollte gerade etwas über die zweite Portion Sauerbraten sagen, die er vorhin verlangt hatte, als ihr Vater sich in seinem Stuhl zurücklehnte und, offenbar auf eine Frage Mariannes, befriedigt meinte: »Nun, nach dem heutigen Tag wird das Land wenigstens nicht mehr von einem jüdischen Bolschewisten regiert, und die Arbeitszeitverkürzung wird wohl auch wieder zurückgenommen.«

Fräulein Brod, die Carla gerade die Wasserkaraffe gereicht hatte, zuckte sichtlich zusammen, aber Carlas Vater sah nicht sie an. Seine Bemerkung war offenbar für einen anderen Zuhörer bestimmt gewesen.

»Goldmann, alter Junge«, fuhr er fort, »Sie waren doch an der Front, was mich übrigens sehr überrascht hat, wo die verstorbene Frau König doch so gegen den Krieg eingestellt war. Als Soldat müssen Sie doch auch erleichtert über das sein, was heute geschehen ist.«

An der Tafel herrschte Stille. Nur Anni lachte noch etwas über Rainer Königs letzte Bemerkung, dann fiel auch ihr auf, daß etwas nicht stimmte. Dr. Goldmann legte sein Besteck nieder, nahm die Brille ab, die er trug und die ihn Carla sofort sympathisch gemacht hatte, dann sagte er mit seiner leisen, präzisen Stimme:

»Wenn der bayerische Ministerpräsident ermordet wird, ist Betroffenheit wohl das einzig angemessene Gefühl.«

»Oh, ich weiß nicht«, erwiderte Heinrich Fehr gedehnt. Seine Augen hatten sich verengt, und er starrte Dr. Goldmann direkt ins Gesicht. »Ich für meinen Teil war erleichtert. Wir wollen doch keine russischen Zustände, oder?«

Carla schaute zu Robert, aber er wußte anscheinend genausowenig wie sie über die offene Feindseligkeit zwischen den beiden Männern, die nun überdeutlich geworden war. Dr. Goldmann setzte seine Brille wieder auf und schloß kurz die Augen. Als er sie wieder öffnete, sagte er:

»Daß Sie den Tod eines Menschen gelegentlich als wünschenswert betrachten, ist mir bekannt, Herr Fehr.«

»Was«, fragte Heinrich Fehr und stand langsam auf, »soll das heißen?«

Dr. Goldmann kam nicht dazu zu antworten. Robert sprang auf.

»Du meine Güte«, sagte er, »es ist schon so spät, und wir haben Tante Gisela doch versprochen, noch einmal nach ihr zu sehen.«

Er wandte sich an seinen Vater. »Du weißt doch, Papa, sie wartet auf uns.« Dann drehte er sich zu Heinrich Fehr.

»Verzeihung, Herr Fehr, das Essen war so gut, daß mein Vater und Dr. Goldmann offenbar vergessen haben, was sie meiner Tante versprochen hatten. Meine Tante Gisela besucht uns nämlich gerade, und sie ist ...«